

ANNETTE BÖHLER

Winterzauber
im kleinen Strandhaus
am Meer

R O M A N



EMPIRE-VERLAG

Annette Böhler

Winterzauber im kleinen Strandhaus am Meer

Über das Buch:

Trennung, Trauer ... – Gerade läuft einfach alles aus dem Ruder für Livia. Erst ist ihre Beziehung in die Brüche gegangen und nun auch noch ihr Vater gestorben. Als wäre das nicht schon schlimm genug, erwartet man von ihr, dass sie die Kanzlei ihres Vaters übernimmt. Livia hält es nicht mehr aus und rennt vor ihren Verpflichtungen davon – ohne Handy und ohne Bescheid zu geben, wo sie sich befindet. In Fehrmann, ihrer alten Heimat, möchte sie sich noch einmal an ihre Kindheit zurückerinnern, stiehlt ein Boot und rudert auf die Ostsee hinaus. Nach einer Weile wird ihr klar, dass sie zu weit hinausgetrieben ist. Kein Ufer ist in Sicht, keine Menschenseele in der Nähe! Ihre Rufe verhallen. Gerade als Livia sich mit ihrem Schicksal, auf offener See zu sterben, abgefunden hat, nähert sich ein Boot. Darin befindet sich Birk, ein wortkarger Einsiedler, zu dem sie sich, nach anfänglicher Vorsicht, schon bald hingezogen fühlt. Nachdem er ihr angeboten hat, für eine Weile bei ihm zu wohnen, kommen sich die beiden schnell näher. Aber Birk ist nicht der Mann, der er vorgibt zu sein. Und Livia gerät schon bald erneut in Gefahr.

Über die Autorin:



Annette Böhler lebt mit ihrem Ehemann und ihren beiden Töchtern in Vorarlberg, Österreich. Ihre Texte und Kurzgeschichten wurden in verschiedenen Anthologien abgedruckt. Die Veröffentlichung ihres Debütromans läutete ein neues Kapitel in ihrem Leben ein. Seit 2020 lebt sie als freie Autorin und schreibt für den Empire-Verlag. Davor war sie im Bankensektor tätig.

<https://www.annetteboehler.com>

<https://www.instagram.com/annette.boehler/>

Annette Böhler

Winterzauber im kleinen Strandhaus am Meer

Roman

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek: Die
Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

November © 2022 Empire-Verlag
Empire-Verlag OG, Lofer 416, 5090 Lofer

Lektorat: Marion Busch
<http://www.lektorat-busch.de>

Korrektur: Tino Falke
<https://www.tinofalke.de/lektorat/>

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Cover: Chris Gilcher
<http://buchcoverdesign.de/>

Illustrationen: Adobe Stock ID 183021283, Adobe Stock ID 303263887, Adobe Stock ID 180900331 und freepik.com

»Was vergangen ist, ist vergangen, und du weißt nicht, was die Zukunft dir bringen mag. Aber das Hier und Jetzt, das gehört dir.«

(Antoine de Saint-Exupéry in "Der kleine Prinz")

Für Margot,
weil du ja gesagt hast.

Prolog

Wenn ich früher gewusst hätte, wie sehr ich ihn vermissen würde und wie schnell die Dinge sich ändern würden, dann hätte ich einiges anders gemacht. Bestimmt nicht alles. Aber manches. Ich hätte mir mehr Zeit für ihn genommen und ihn öfter gefragt, was er sich vom Leben wünschte und was seine Erwartungen waren. Aber ich hatte ihn immer nur in seiner Rolle als Vater wahrgenommen und ihn nie wirklich als Mensch betrachtet. Und als ich älter wurde und auf eigenen Beinen zu stehen begann, hatten wir uns irgendwie voneinander entfernt und auseinandergelebt. Ich kannte weder sein Lieblingsessen noch seine Lieblingsfarbe. Ich hatte ihn nie gefragt, ob er lieber in Skiurlaub fuhr oder ans Meer. Ob er den Sommer dem Winter vorzog oder umgekehrt. Im Grunde sind die Antworten auf diese Fragen nicht wichtig, sollte man meinen. Aber mit einem Mal sind sie für mich wichtig geworden. Weil ich mich fragte, wer dieser Mann wirklich war. Ich kannte ein paar Anekdoten aus seiner Kindheit, aber ich hatte ihn nie nach seinen Träumen gefragt, nach all den Dingen, die er sich als Kind erhofft hatte, und ob sie sich für ihn erfüllt hatten. Worin sah er sich erfolgreich und worin hatte er vielleicht versagt? Vielleicht waren diese Dinge auch nicht wichtig. Aber jetzt, wo er nicht mehr da war, kam mir mit einem Mal alles wichtig vor. Und mir war klar geworden, dass ich ihn nie wirklich gekannt hatte. Ich hätte ihn täglich mit Tausenden von Fragen überfallen sollen. Mit dummen und lächerlichen Fragen, die keinen Sinn ergaben. Warum er pfiFF, wenn er glücklich war oder nachdenklich. Und was in diesen Momenten in seinem Kopf vor sich ging. Warum er sich mit dem Schiedsrichter stritt, wenn er vom Sofa aus Fußball schaute, sonst aber der friedlichste Mensch der Welt war. Warum er im Salat keine Tomaten mochte, sie auf der Pizza aber durchaus aß, und

warum er auch im Sommer Socken trug. Da war so vieles, das ich nie über ihn in Erfahrung bringen würde. Und neben all diesen oberflächlichen Fragen gab es natürlich auch welche, die viel tiefer gingen. Ob er glücklich gewesen war. Ob er, wenn er gekonnt hätte, etwas anders gemacht hätte. Und eine der wichtigsten Fragen, auf die ich die Antwort zwar zu glauben kannte, die aber weiter in mir brodelte und mich verunsicherte, war, ob ich ihn stolz gemacht hatte.

Kapitel 1

Der Himmel schwebte dunkelgrau über mir und war nur noch an wenigen Stellen von Wolkenfetzen in helleren Grautönen durchzogen, die so aussahen wie ein schmutzig gewordener Wattebausch. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich schon in diesem kleinen Fischerbötchen lag und auf dem Meer trieb. Zuerst war ich dem Horizont entgegengerudert und kam mir ein bisschen vor wie Christoph Kolumbus, der italienische Seefahrer, der zu wilden Abenteuern aufgebrochen war. Nun, ich suchte kein wildes Abenteuer. Mir schien, als läge es bereits hinter mir, nur dass es kein Abenteuer war, und trotzdem nervenaufreibend und kräftezehrend, aber ohne mir am Ende irgendeine Form von Gewinn oder Befriedigung zu verschaffen. Ich kam mir vor, als wäre ich in den letzten Wochen einen Marathon gelaufen, aber ich hatte nie das Ziel erreicht. Ich war schlichtweg müde. Nicht nur vom Rudern Richtung Horizont. Einfach so. Als Wind aufkam und die Kälte mir bis in die Knochen kroch, beschloss ich, die Ruder einzuholen und mich einfach in das kleine Holzboot zu legen und treiben zu lassen. Der Wind ließ das Wasser gegen die weiß gestrichenen Planken prallen und mich wiegen, als wäre ich ein Baby in einem dieser kleinen Bettchen. Der Gedanke beruhigte mich und erinnerte mich daran, wie wenig Sorgen ich in meiner Kindheit hatte und wie einfach alles gewesen war. Wie viele Jahre war es her, dass ich das letzte Mal so in den Himmel geschaut hatte? Und den Wolken dabei zugesehen, wie sie sich formierten und neue Gestalten bildeten? Wann hörte man auf, ein Kind zu sein? Wann wurde es langweilig, den Vögeln zuzuhören oder aus Blumen Schmuck zu flechten? Ich konnte es an keinem Tag, Monat oder Jahr festmachen. Aber es war passiert. Irgendwann war ich erwachsen geworden und jetzt sehnte ich mich nach

nichts mehr, als nochmals so unbeschwert und leicht zu sein wie früher einmal. Umso mehr genoss ich den Frieden und die Ruhe hier an der Ostsee. Ich liebte Fehmarn, hier hatte ich viele Sommer in meiner Kindheit verbracht. Bis meine Eltern diesen Ort gegen angesagtere Destinationen eintauschten. Weiter entfernt, vielleicht exotischer, definitiv nicht deutschsprachig. Und dennoch hatte ich mich jetzt für diesen Ort entschieden, weil ich ihn mit Glück verband und meiner Kindheit und den schönsten Erinnerungen, die ich überhaupt besaß. Ich sog die kalte, reine Luft tief in meine Lunge ein. Sie schmeckte nach Salz und auch ein wenig nach Tang und Holz. Es roch nach Glück und Sonnenschein, obwohl sich die Wolken so dicht am Himmel drängten, dass die Sonne nicht zu sehen war. Und wie zur Bestätigung, dass sie sich wohl länger nicht mehr zeigen würde, traf mich ein kleiner Wassertropfen auf der Stirn. Ich war mir nicht sicher, ob es sich um einen Regentropfen handelte oder um einen Spritzer Gischt. Es spielte auch keine Rolle, außer als Zeichen, dass es vielleicht Zeit wurde, wieder an Land zu rudern. Aber ich blieb liegen, ich war noch nicht so weit. Vor meinem geistigen Auge sah ich mich selbst als kleines Mädchen im Sommerregen tanzen. Wie das Wasser, das vom Himmel tröpfelte, am hellgrauen Betonboden der Einfahrt unseres Ferienhauses hier auf der Insel dunkle Flecken hinterließ. Manchmal waren sie rund, andere Male nahmen sie Formen an, die meine Fantasie anregten. Es machte mir Spaß zu rätseln, was genau ich sah, bis die Zeichnungen verschwanden und sich zu einer einzigen dunklen Oberfläche verbanden. Zu diesem Zeitpunkt war ich mindestens so durchnässt gewesen wie der Boden unter meinen Füßen und es war an der Zeit gewesen, ins Haus zu gehen. Solche Momente waren es, die mich mit dieser Insel verbanden. Und sie waren die prägendsten und schönsten meiner Kindheit. Einfach alleine im Regen stehen, nichts

anderes hören als das Prasseln der Tropfen zu meinen Füßen. Manchmal legte ich meinen Kopf in den Nacken und genoss das kleine massierende Plätschern auf meinem Gesicht. Hin und wieder machte ich den Mund auf, um den Regen auf meine Zunge tropfen zu lassen. Damals war das der Inbegriff von Freiheit für mich gewesen. Das Herumplanschen im Regen und überhaupt der Aufenthalt an der Ostsee. Genau nach dieser Freiheit suchte ich jetzt, auch wenn sie schwieriger zu finden war als damals. Es ging nicht nur um diesen Ort, es ging vielmehr um mich und wer ich hier gewesen war. Ich brauchte diese Freiheit wieder, diese Leichtigkeit, mehr denn je. Dringender denn je. Als mir klar wurde, dass es nicht die Gischt war, die in das Boot spritzte, sondern tatsächlich ein beginnender Regen, öffnete ich meinen Mund, wie damals, und wartete, bis mich der erste Tropfen auf der Zunge traf, anstatt an Land zu rudern, was die sinnvollste Reaktion gewesen wäre. Aber ich wollte jetzt nicht erwachsen sein. Ich wollte keine Verantwortung übernehmen und schon gar nicht wollte ich vernünftig sein. Ich wollte Spaß, ich wollte kindliche Naivität und so etwas wie pure Lebensfreude empfinden. Aber als der Regen stärker wurde und mit ihm der Wind, schaukelte das Boot so heftig in den Wogen, dass es mir nicht länger wie eine schützende Kinderkrippe vorkam, sondern eher wie die Waggon einer Achterbahn, die über die Schienen polterten und von einer Kurve in die nächste geworfen wurden. Jetzt musste ich mich doch aufsetzen. So exponiert, spürte ich den Wind wild an mir zerren, und wie er mir die Haare ins Gesicht blies, die sich nie ganz ordentlich in einem Pferdeschwanz zusammenfassen ließen. Der Sturm und der Regen hatten inzwischen nichts mehr mit den Erinnerungen an meine wundervollen Kindheitsurlaube im Sommer zu tun. Es war Winter, die Temperatur lag um die fünf Grad Celsius und fühlte sich an meiner Nase und meinen Händen

dennoch so an, als hätte sie den Nullpunkt bereits erreicht und das Wasser würde bald rund um mich gefrieren. Es war höchste Zeit, an Land zu rudern, egal wie romantisch ich den Bootsausflug zu Beginn fand und wie gerne ich mich noch länger meinen kindlichen Illusionen hingeeben hätte. Jetzt noch auf offener See zu bleiben, wäre unverantwortlich. Ich hing die Ruder also wieder ein und stemmte mich mit aller Kraft gegen das Wasser, um an Land zu kommen. Nur dass kein Land mehr in Sicht war. Der Regen hatte einen undurchdringlichen grauen Vorhang um mich herum gebildet, der mich weder den Horizont finden ließ noch die Küste. Ich drehte mich in alle Richtungen, aber überall sah ich nur einen grauen Schleier, der in der Ferne verschwamm. Nur hier, direkt bei mir, konnte ich noch das weiße Boot ausmachen, die dunkelbraunen, durchnässten Ruder, das nahezu schwarze Wasser und die durchsichtigen Tropfen, die sich in meiner Handfläche sammelten, wenn ich sie vor mir ausstreckte. Meine Jeans klebte an mir wie eine zweite Haut und die gelbe Jacke, die meinen Oberkörper noch trocken hielt, ließ das Wasser am Kragen langsam, aber stetig meinen Hals entlang hineinsickern. Ich spürte ganz genau, wie hin und wieder kleine Rinnsale über mein Kinn oder meine Ohren hinab liefen und sich an meinem Brustbein entlang irgendwo in meinem warmen Wollpullover verloren. Ich griff erneut nach den Rudern und stemmte mich gegen den Wind und die Wellen. Aber es hatte keinen Sinn, das wusste ich. Schließlich hatte ich keine Ahnung, ob ich mich zur Küste hin- oder von ihr wegbewegen würde, selbst wenn ich alle Kraft aufwandte, die ich besaß. Das Sinnvollste war, mich einfach ruhig zu verhalten und abzuwarten, bis die Sicht besser wurde. Aber die Entspannung durch diesen kleinen Ausflug, die mich vor Kurzem auch noch komplett ausgefüllt hatte, war mit einem Schlag verschwunden. Mein Herz pochte und ich hatte

Angst. Es sah mir nicht ähnlich, so etwas Dummes zu tun, einfach allein aufs Meer hinauszurudern. Niemand wusste, dass ich hier auf Fehmarn war. Ich war einfach abgehauen und hatte jegliche Verantwortung zurückgelassen. Nicht nur meine berufliche Verantwortung, auch die persönliche. Ich hätte zumindest meiner Mutter Bescheid geben sollen, damit sie sich keine unnötigen Sorgen machte. Das fehlte ihr gerade noch nach dem Tod meines Vaters. Aber es hatte einen Grund, warum ich niemandem etwas gesagt hatte. Ich warf einen Blick auf meinen Koffer, der im Boot bei mir lag. Ein violetter Hartschalenkoffer. Wahrscheinlich war der Inhalt noch trocken. Die einzige Schwachstelle war vermutlich der Reißverschluss. Und selbst wenn die Kleidung nass geworden war, würde sie in einer Nacht im Hotel oder Ferienhaus wieder trocken sein. Sonst hatte ich nichts eingepackt, kein Laptop, kein Handy, kein E-Reader. Nichts. Ich wollte keine Mails und keine Anrufe beantworten und auch keine Nachrichten hören. Funkstille. Pause. Das war es, was ich wollte. Und in Wahrheit einfach am liebsten nochmals zurück zum Anfang. Ich wollte noch einmal mit meiner Kindheit beginnen. Ich wollte noch einmal Zeit mit meinem Vater verbringen. Aber alles, was mir jetzt noch blieb, waren Erinnerungen. Ich ließ mich wieder zurück ins Boot sinken. So entkam ich zumindest dem Wind und der Kälte ein wenig. Ich schloss die Augen und erinnerte mich an einen Angelausflug, den mein Vater einmal mit mir unternommen hatte. Wir waren nicht weit vom Ufer entfernt gewesen und warfen beide unsere Angeln aus. Ich konnte vor Freude meinen Mund kaum halten und mein Vater lachte in regelmäßigen Abständen und versuchte, mir zu erklären, dass die Fische jedes Wort hören würden. In jener Nacht träumte ich von vielen Fischen und wie sie alle an die Oberfläche kamen und lauschten, was ich ihnen erzählte. Am Ende sprangen sie freiwillig in unser Boot und kamen

mit uns nach Hause. Denn wie sich an diesem Nachmittag vor etwa fünfundzwanzig Jahren herausstellte, war Angeln nicht einfach. Es erforderte Geduld und ich hatte Jahre gebraucht, um herauszufinden, warum mein Vater diese Stunden auf See so sehr liebte. Meistens fuhr er in den frühen Morgenstunden ganz alleine hinaus. Ich wusste es nur, weil er mir beim Frühstück, nachdem ich ausgeschlafen hatte, davon erzählte. Ich hatte die Fische nie gegessen, die er angelte. Heute fragte ich mich, ob ich ihn damit beleidigt hatte und ihm damit das Gefühl gegeben hatte, mich zu enttäuschen. Ich hatte damals nicht den Eindruck, dass ich sein Verhalten bewertete, aber aus heutiger Sicht war mir klar, dass es sich so für ihn angefühlt haben musste. Ich öffnete die Augen und setzte mich wieder auf, um zu prüfen, ob sich die Situation inzwischen verändert hatte. Aber ich konnte noch immer nichts erkennen, das mir einen Anhaltspunkt geben würde, wohin ich rudern sollte. Mein Blick fiel stattdessen auf das in das Holz der Sitzbank geritzte Herz. Ich fuhr die Einkerbung mit meinem Zeigefinger nach. Sie fühlte sich glatt an und geschmeidig. In dem Herz stand der Buchstabe B. Ich wunderte mich, es fehlte das kleine Plus und ein weiterer Buchstabe. So sahen die typischen Liebesbekundungen doch aus, die man oft auf Parkbänken, Bäumen oder auf Schlössern an Brücken fand. Ich lächelte. Für mich hatte noch nie jemand ein Herz mit meinen und seinen Initialen irgendwo eingeritzt oder hingeschrieben. Ich überlegte, ob das für mich überhaupt möglich war. Die meisten dieser Aktionen gingen wohl als Vandalismus durch, also ein No-Go für mich. Aber dann schüttelte ich den Kopf. Genau genommen hatte ich dieses kleine Fischerbötchen gestohlen, in dem ich gerade saß. Ich redete mir zwar ein, dass es für alle zugänglich an diesem morschen Steg lag und bestimmt so etwas wie gemeinschaftliches Eigentum war. Das war allerdings

ziemlich unwahrscheinlich. In Wahrheit hoffte ich, es würde niemandem auffallen, dass ich es mir für heute Nachmittag ausgeliehen hatte. Ich hatte schließlich vor, es wieder zurückzubringen, wo läge also der Schaden? Als ich es entdeckt hatte, war die Versuchung, einfach einzusteigen und davonzurudern, so überwältigend groß gewesen und die Erinnerungen an meinen Vater und unsere gemeinsamen Ausflüge so verlockend, dass ich mich einfach hatte hinreißen lassen. Zu einer Straftat, die ich für mich selbst gerade als Bagatelle abtat, obwohl sie keine war. Ich blickte kurz hoch zum Himmel, als ob er dort wäre und zu mir herabsah. Was er jetzt über mich denken würde? Er liebte das Gesetz. Genauso wie ich. Eigentlich war es genau umgekehrt. Ich liebte es so, wie er es geliebt hatte. Ich schüttelte den Kopf. So funktionierte es nicht. Er war nicht mehr da. Und das war in Ordnung. Ich musste nur loslassen. Ich war erwachsen. Erneut blickte ich mich um. Das dunkle Grau, das mich umgab, schien dichter geworden zu sein. Die Kälte hatte längst meine Finger und Zehen betäubt und ich zitterte. Ich konnte mir die Situation nicht länger schönreden. Ich hatte eine Dummheit begangen. Und damit meinte ich nicht das widerrechtliche Entwenden eines Bootes. Vielmehr war es die Tatsache, bei Schlechtwetter hinauszurudern und dabei keine Ahnung vom Meer zu haben. Ich kam aus der Stadt. Ich kannte mich mit Stau aus und Ampeln, mit dem U-Bahn-Netz und Rolltreppen. Ich wusste, wann ich bei Rot über einen Fußgängerübergang gehen konnte und welche Schlange im Supermarkt am schnellsten dran wäre. Aber das half mir hier nicht weiter. Ich hatte keine Ahnung vom Wetter, weder, in welche Richtung es zog, noch, wie es sich auf den Wellengang auswirken würde. Strömungen kannte ich nur aus der Theorie und über Rettungseinsätze der Wasserrettung hatte ich nie nachgedacht.

»Hilfe!«, schrie ich deshalb. Aber meine Stimme war leise, also legte ich mehr Kraft hinein und versuchte es erneut. »Hört mich jemand?« Angestrengt horchte ich in das tosende Rauschen um mich herum, ob von irgendwoher eine Antwort käme. Es blieb still. Wobei »laut« der richtige Ausdruck für die aktuelle Geräuschkulisse war. Meine Ohren und Nase schmerzten vor Kälte und jeder Regentropfen fühlte sich wie eine winzige Nadelspitze an, die mich unablässig in meine Wangen pikste. Das kalte Rinnsal, das über meinen Rücken rann und an meinem Becken eine Pfütze zu bilden schien, fühlte sich inzwischen nicht mehr so kalt an wie zu Beginn, als ich es zum ersten Mal bemerkte. »Hallo!«, schrie ich. Dieses Mal in die andere Richtung. In jene, in die der Wind blies, in der Hoffnung, dass er meine Worte weitertragen würde, vielleicht an Land, hinein in eine warme Stube, wo jemand sitzen würde, der sich bereit erklären würde, nach mir zu suchen, ohne zu wissen, dass es mich überhaupt gab.

»Hallo!« Meine Stimme war jetzt laut und kräftig, ich hatte tief eingeatmet, bevor ich sie erhob. Ich spürte, wie mein Bauch sich zusammenpresste und meine Kehle sich öffnete, um eine Lautstärke zu erreichen, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Ich war stolz auf mich. Nur dass es keinen Unterschied machte. Ich blieb ungehört. Ich legte mich wieder hin, nahm die Situation an. Deshalb war ich schließlich hier, weil irgendwie alles aus dem Ruder gelaufen war. Nicht erst jetzt, bereits vor ein paar Monaten und besonders vergangene Woche. Die Dinge liefen ganz und gar nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Wieso hätte es hier also anders sein sollen? Ich konnte die Zeit nicht zurückdrehen. Auch wenn ich das wollte. Auch wenn ich es versuchte. Es ging nicht. Ich schloss erneut die Augen, das war das Einzige, was ich tun konnte. Es annehmen, wie es war. Darum ging es doch bei diesem

ganzen Ausflug. Und abwarten, was daraus werden würde. Ich spürte meinen Körper zittern und meinen Oberkiefer gegen den Unterkiefer schlagen. Ich versuchte, mich zu erinnern, wann ich das letzte Mal so gefroren hatte, dass meine Zähne klapperten. Nie. Ich konnte mich zumindest nicht daran erinnern. Ich konzentrierte mich auf meine Atmung und versuchte, mich so gut es ging zu entspannen. Mein ganzer Körper war verkrampft und zu einem winzigen Ball zusammengerollt. Wobei ich keine Kälte mehr empfand. Nur das Zittern blieb und die Härte der Muskeln und die Unfähigkeit, mich zu beruhigen. Ich wollte mich erneut aufsetzen und um Hilfe rufen, aber ich war zu müde. Und ich wusste, es hatte keinen Sinn. Also blieb ich unten, versuchte, dem Wind so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten und dabei an meine warme Wohnung zu denken. In der Ferne hörte ich ein Donnern. Oder etwas, das wie zwei kurz hintereinander gereihte Felsstürze klang. Ich wollte die Augen öffnen, um zu sehen, ob am Himmel Blitze zuckten, entschied mich dann aber dagegen. Ich tat lieber so, als würde das Unwetter bald enden und nicht gerade erst beginnen. Wie hoch wäre meine Überlebenschance auf Wasser, wenn ich wirklich in ein Gewitter geriet? Holz galt nicht als Leiter, oder? Aber ich war die Letzte, die diese Theorie auf die Probe stellen wollte. Außerdem schlug ein Blitz am höchsten Punkt ein. Und ich war mir ziemlich sicher, dass ich und mein Bötchen, das in Wahrheit gar nicht meines war, klar und deutlich herausragten. Im Wind schwang ein metallischer Klang mit, etwas, das einen gewissen Rhythmus in den Sturm legte. Knatternd bewegte sich der Laut auf mich zu und machte mir Angst. Dann schoss ich aus meiner Starre hoch und blickte mich panisch um. Würde mich ein großes Schiff, eine Fähre, einfach rammen? Würden sie mich überhaupt sehen? Wieder ein Donnern, direkt hinter mir, nur dass ich es als ein